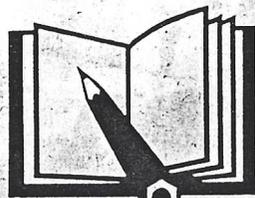


C. F. Ramuz und das Bedürfnis nach Grösse

Wenn von C. F. Ramuz die Rede ist, wird gewöhnlich etwas heruntergespielt, wie problematisch, ja fast feindlich sein Verhältnis der Schweiz gegenüber mindestens zeitweise war. Dass diese Verweigerungshaltung für den «Heimtdichter» Ramuz so etwas wie ein Selbstschutz und nicht zuletzt sogar eine Bedingung seiner Grösse war, will der folgende Beitrag zeigen.



LITERARISCHE RAPPORTE 6

Gehässiger als C. F. Ramuz am 13. November 1937 in einem offenen Brief *Eduard Korrodi* in der NZZ ist wohl kaum je ein grosser Dichter durch einen Schweizer Feuilletonredaktor abgekanzelt worden. «Überheblichkeit provinzieller Art», «Verächtlichkeit der Sprache der deutschen Schweiz gegenüber», «Querköpfigkeit als Revers eines grossen, doch nicht schlackenlosen Talents», lauteten die persönlichen Spitzen einer Attacke, die für ein Vergehen der Schweiz gegenüber Satisfaktion forderte, und zwar in Form eines «dichterischen Meisterwerks».

Aber damit nicht genug! 14 Tage später hielt der Kritiker und Kulturphilosoph *Fritz Ernst* in Zürich eine Rede, die in der «Neuen Schweizer Rundschau» abgedruckt wurde. Er pflichtete Korrodi in allen Punkten bei, wolle aber eine künstlerische Wiedergutmachung keinesfalls gelten lassen: «Den Insult, den er uns antan», schloss die ebenso gelehrte wie kämpferisch-patriotische Rede, «den muss er sühnen, wie er ihn beging: er muss ihn widerrufen, wie er ihn ausgerufen hat. Nicht mehr, nicht weniger. Denn wenn Herr Ramuz etwa meinen sollte, das Ehrgefühl der schweizerischen Nation hätte die Gabe der Erinnerung verloren, so wäre dies gewiss sein allergrösster Irrtum.»

Ramuz' Sündenfall

Was war geschehen? Womit hatte Ramuz, im Vorjahr noch mit dem grossen Schillerpreis bedacht, das «Ehrgefühl der schweizerischen Nation» verletzt? Die panfranzösisch orientierte Pariser Zeitschrift «Esprit» hatte die der Schweiz gewidmete Oktobernummer 1937 mit einem Brief C. F. Ramuz' an *Denis de Rougemont* eingeleitet, in welchem dieser die Schweiz als ein zwar sauberes und liebenswürdiges Land qualifizierte, ihren Bewohnern jedoch eine über die jeweilige Kantonszugehörigkeit hinausgehende gemeinsame Identität rundweg absprach. Die Schweizer seien zudem viel zu sehr auf die Erhaltung ihres Wohlstandes fixiert, als dass sie am weltweiten Drama,

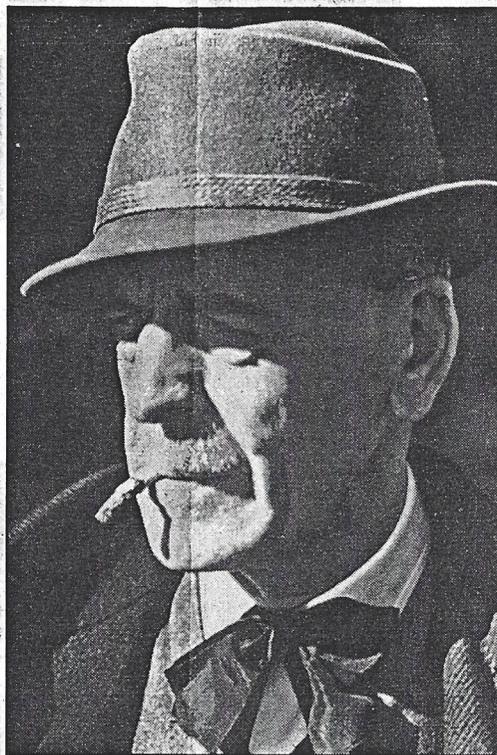
das sich um ihr Land herum abspiele, teilnehmen könnten. Die Schweiz, deren einzige wirkliche Gemeinsamkeit die Briefkästen und Militäruniformen seien, habe zwar eine politisch-militärische, aber keinerlei geistige, schöpferische Bedeutung. Sie werde von den Deutschschweizern dominiert, und, wenn der «Homo alpinus», der sie seit Jahrhunderten bewohne, eine Zweckbestimmung habe, so sei sie nicht in der Literatur oder Kunst, sondern in der Tätigkeit als Hotelportier zu suchen!

Ramuz, dessen Kritik teilweise an *Keyserlings* «Spektrum Europas» (1928) erinnerte, war über die Reaktionen, die er in der durch den deutschen Nationalsozialismus ohnehin verunsicherten Deutschschweiz auslöste, ebenso überrascht wie über die nicht weniger erbosten Kommentare in den welschen Zeitungen. Er habe seine Äusserungen absolut unpolitisch gemeint, beteuerte er in einem Artikel der Zeitschrift «Suisse Romande», und er habe damit nur sagen wollen, dass es in der Kunst weder schweizerische Gegenstände noch eine spezifisch schweizerische Art, sie zu behandeln, gebe.

«Bedürfnis nach Grösse»

Obwohl es bereits 1936 in Lausanne als Fortsetzung und Abschluss der mit «Mass des Menschen» (1933) und «Fragen» (1935) begonnenen Essay-Trilogie erschienen war, wurde 1938 dann die Pariser Ausgabe seines Buches «Besoin de Grandeur» («Bedürfnis nach Grösse») allgemein als weiter ausholende, weniger polemische, wenn auch durchaus nicht etwa versöhnliche Fassung des aufsehenerregenden Briefes von 1937 verstanden.

Mit dieser sehr persönlichen, eigentlich nur auf das Waadtland und nur bedingt auf die gesamte Schweiz bezogenen Darstellung setzte Ramuz damals, auf dem Höhepunkt der geistigen Landesverteidi-



Charles Ferdinand Ramuz (1878–1947): ein grosser Schweizer Literaturkritiker mit problematischem Verhältnis zu seiner Heimat.

gung, einen bemerkenswerten Kontrapunkt zur allgemeinen patriotischen Hochstimmung und listete unbarmherzig auf, was ihm an seinen Landsleuten missfiel: die Neigung zur Selbstzufriedenheit etwa, den Hang, alles Grosse mit einem viel zu kleinen, durch die Kleinheit des Landes bedingten Massstab zu messen, die Gefahr der ständigen freiwilligen Selbstzensur, die alle Konflikte verunmöglicht.

Er fand auch ergreifende Worte für die im Grunde tragische Bedingtheit des unermüdbaren Drängens nach Gedeihen, Ordnung und Sicherheit. Nicht die Grösse ist es, die Ramuz in der Schweiz am schmerzlichsten vermisst, sondern das Bedürfnis nach Grösse, den Wunsch, selbst auf Kosten der Verzeiflung, die eigenen geistigen Grenzen zu sprengen oder zu überschreiten.

Dabei stellte er nun nicht mehr bloss die schweizerische Nationalität, sondern die bürgerliche Gesellschaft und die gan-

ze westliche Zivilisation überhaupt in Frage, und obwohl er es eigentlich dabei bewenden lassen und keine Antworten hatte geben wollen, deutete er doch an, wie das von ihm diagnostizierte Malaise seiner Meinung nach überwunden werden könne: durch die Rückbesinnung auf die Haltung und das Lebensgefühl des Bauerntums!

Bauerndichter in schwieriger Zeit

Mit dieser Wendung, die innerhalb eines theoretischen Aufsatzes befremden mochte, im übrigen aber vollkommen seinem dichterischen Credo entsprach, stand Ramuz in den späten dreissiger Jahren, gesamteuropäisch gesehen, keineswegs etwa allein da. Auch der Norweger *Knut Hamsun* oder der Franzose *Jean Giono* hatten wie Ramuz ein in ihrer jeweiligen Art imponantes literarisches Œuvre vorzuweisen, in welchem der modernen Zivilisation eine mythisch überhöhte bäuerliche Gegenwelt gegenüber-

stand. Fatalerweise gaben sich aber Hamsun wie Giono zeitweise der Täuschung hin, die von ihnen gezeichnete bäuerliche Utopie stehe im Begriffe, vom Faschismus realisiert zu werden, und liessen es zu, dass die Prediger der Blut-und-Boden-Ideologie ihr Werk für ihre Zwecke missbrauchten.

Und Ramuz? Nicht dass solche Gefahren für ihn nicht bestanden hätten! In «Besoin de Grandeur» gibt es durchaus auch Passagen, die im Faschismus einen, wenn auch für die Schweiz ungeeigneten, aber doch denkbaren Weg zur angestrebten Grösse sehen, und 1938, in der Würzburger Dissertation der Romanistin *Gertrud Brandner*, wurden bereits auch Ansätze einer möglichen Vereinnahmung deutlich, wenn es da z. B. hiess: «Ramuz fasst in dem einen Wort (la race) all die Vorstellungen zusammen, die wir Deutsche mit dem Ausdruck (Blut und Boden) zu verknüpfen gelernt haben.»

Grösse dank Querköpfigkeit

Wenn eine solche Behauptung heute als absurde Kuriosität aus trüber Zeit belächelt werden darf, wenn Ramuz der Versuchung, seine Bauernutopie für politische Zwecke missbrauchen zu lassen, niemals wirklich erlegen ist und sich als Mitbegründer der «Gilde du Livre» und Sympathisant des antifaschistischen «Bundes Neues Deutschland» bald einmal unmissverständlich gegen alle Formen des Faschismus verwahrt hat, so zum einen sicher deshalb, weil die gewaltige, düstere Welt seiner Dichtung sich denkbar schlecht zu einer propagandistisch verwendbaren heilen Welt umstilisieren lässt.

Der andere Grund aber, warum Ramuz trotz aller Zivilisationsfeindlichkeit gegen die Verlockungen des Faschismus immun blieb, war, so paradox dies klingen mag, das zwiespältige, skeptische Verhältnis, das er bis zuletzt seiner Heimat gegenüber beibehielt. Weil er das Land und die Menschen, zu deren Dichter man ihn im In- und Ausland stempelte, immer nur persönlich, mythisch, dichterisch, keinesfalls aber politisch oder national zu betrachten und zu akzeptieren bereit war, konnte er niemals wirklich zum Heimtdichter werden, nicht einer des Waadtlandes, und schon gar nicht einer der Schweiz. Und er ist wohl gerade deshalb, menschlich wie künstlerisch, eine der ganz grossen, über jeden Zweifel erhabenen Erscheinungen der kulturellen Schweiz geworden, weil er deren Identität radikaler als jeder andere in Frage gestellt hat.

Charles Linsmayer